

Der verschollene Sohn

Roman von
M. Bethold

(16. Fortsetzung.)
14.

Die Vermuthungen des Hotelbesizers trafen nicht ein, man wartete mit wachsender Unruhe bis zum Morgen des nächsten Tages; Felsing war weder zurückgekehrt, noch hatte er ein Lebenszeichen von sich gegeben.

Zeit mußte die Anzeige gemacht werden, man durfte nicht länger damit warten.

In Begleitung Koller's ging Bruno Winter zum Bürgermeister, jetzt war es Sache der Behörde, dem Verschwindenden nachzuforschen.

Der gestrenge Herr befand sich in dieser Stunde in keiner angenehmen Stimmung, er war gerade damit beschäftigt, den Streit zwischen dem Doktor Bitter und dem Polizeidiener Hef zu schlichten, und der förmliche Eigensinn des Letzteren machte ihm dabei mehr zu schaffen, als er erwartet hatte.

Der Doktor erinnerte sich der Worte nicht mehr, die er in jener Nacht gesprochen hatte, er mußte nur, daß er beleidigt und beschimpft worden war; er gab zu, die Beleidigungen erwidert zu haben, aber nach seiner Ansicht konnte ihm daraus kaum ein Vorwurf gemacht werden.

Hef mußte auch in dieser Stunde manches derbe Wort hören, und das verlebte ihn noch mehr, wie es ferner ihn erbitterte, daß Görner ihn nicht unterstützen und sich überhaupt der Sache nicht so genau erinnern wollte.

Er verlangte hartnäckig, daß die Angelegenheit vor dem Richter verhandelt werden solle, er sprach die Ueberzeugung aus, daß der Richter ihm volle Genußthnung geben und den Doktor verurtheilen werde. Darauf brachte er die Rede auf seine Entlassung, die er auch dem Doktor allein verordnete, und schloß damit, daß er nur dann auf die Klage verzichten wolle, wenn man die Kündigung zurücknehme.

Doktor Bitter antwortete darauf mit höhnlichem Lachen.

„Da haben wir's ja!“ sagte er. „Aus purer Rachsucht hat er mich verklagt, es ist ihm früher nie eingefallen, irgend einem Herrn, der spät aus dem Kasino kam, in den Weg zu treten. Und das soll sich ein anständiger Bürger gefallen lassen? Jetzt bin ich es, der Genußthnung verlangt, und erhalte ich sie nicht in völlig befriedigender Weise, so werde ich die ganze Geschichte der Regierung berichten und sie um strenge Untersuchung bitten. Es könnten dann noch manche Sünden an den Tag kommen, mein bester Hef; habe ich einmal den ersten Schritt gethan, dann sehe ich die Sache auch durch bis zur letzten Instanz.“

Dem Bürgermeister, der bisher seinen Beamten beschützt hatte, riß jetzt auch der Faden der Geduld.

„Jetzt thun Sie, was Sie nicht lassen können“, wandte er sich zu dem Polizeidiener, „ich kümmere mich nicht weiter um die Sache, aber da kann ich Ihnen voraussetzen, daß Sie den Ritzieren ziehen werden. Sie waren bestraft, das Singen zu verbieten, wurde Ihrer Auforderung nicht Folge geleistet, so hatten Sie am nächsten Tage mir Anzeige zu machen, sich aber aller Drohungen und Beleidigungen zu enthalten, da Sie ja den Ritzier persönlich kannten. Ich rathe Ihnen noch einmal, lassen Sie die Geschichte ruhen, der Herr Doktor wird Ihnen die Sache nicht nachtragen, und ich verpasse Ihnen, daß Sie nach Ihrer Entlassung einen anderen Pothen finden sollen, der Sie für das Verlorene entschädigt.“

Hef war schon bei den Drohungen des Doktors nachdenklich geworden, sein rothes Gesicht zeigte nicht mehr den trotzig zuversichtlichen Ausdruck, mit dem er bisher alle Vorwürfe abgelehnt hatte, und die ersten Worte des Bürgermeisters verflachten auch nicht den beschäftigten Eindruck.

Aber ehe er Zeit fand, seinen Entschluß auszusprechen, trat der Hotelbesizer mit dem Doktor Winter in's Bureau, und die Mittheilungen, welche diese Herren machten, beschäftigten die Aufmerksamkeit des Bürgermeisters in so hohem Grade, daß er alles Andere darüber vergaß.

Ein Fremder, der hier längere Zeit gewohnt hatte, plötzlich verschwunden, wahrscheinlich verunglückt und ertrunken — das gab eine Menge Arbeit und Schreiberei, und der gestrenge Herr war durchaus kein Freund davon.

Natürlich mußten die Nachforschungen sofort beginnen und zwar mit einer öffentlichen Bekanntmachung, worin Jeder, der über den Vermissten irgend welche Auskunft geben konnte, aufgefordert wurde, dies ungefähr zu thun.

Der Rahn, den Felsing mitgenommen hatte, trug den Namen des Eigenthümers, auch auf ihn mußte gefahndet werden.

Bruno Winter setzte für Denjenigen, der die erste befriedigende Auskunft über den Vermissten gab oder die Leiche desselben fand, eine Belohnung aus, wie er überhaupt sich aufgefodert bereit erklärte, alle Kosten zu tragen.

In dem Protokoll, welches der Bür-

germeister aufnahm, mußten auch die Personalien und Familienverhältnisse des Vermissten erwähnt werden; Winter war der Einzige, der darüber Auskunft geben konnte.

Er erklärte, Felsing habe vordem in Wien gewohnt, die Eltern seien todt, und so viel er wisse, lebe eine Schwester seines Freundes in England, ihre nähere Adresse kenne er nicht, und andere Verwandte seien nicht vorhanden.

Vermögen habe Felsing nicht besessen, ihm selbst schulde er eine nicht unbedeutende Summe.

Das Protokoll wurde geschlossen und unterzeichnet, und schon in der nächsten Stunde wurde in der ganzen Stadt über nichts Anderes, als über das spurlose Verschwinden des Fremden gesprochen.

Görner, Hef und Henneemann, diese edle Alceblatt, trug die Nachricht von Haus zu Haus, und die Wenigen, die über das Schicksal Felsing's noch getheilte Meinung waren, sollten am Abend dieses Tages Gewißheit erhalten.

Ein Schiffer brachte den leeren Rahn, unterhalb Bonn hatte er ihn im Rheine aufgesperrt, die Ruder waren verloren.

Zeit konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Felsing verunglückt war, wenn auch allerdings immer noch eine leise Hoffnung blieb, daß er sein Leben errettet haben könne.

Bruno Winter stand auf dem Versteck, als der Rahn ankam, er sprach selbst mit dem Schiffer, Görner und Hef gefolgt, und die drei richteten eine Menge Fragen an den Mann, von denen jedoch die meisten unbeantwortet blieben.

Der Führer befand sich auch unter den Umstehenden, er hörte schweigend zu und hielt den Blick fast unverwandt auf den Doktor Winter gerichtet.

Als der Schiffer den Weg zum Rathhause antrat, um dort seine Aussagen protokollieren zu lassen, ging Jakob Schorn achselzuckend von dannen; der Rentner, dessen scharfem Blicke dieses Aufsehen nicht entgangen war, folgte ihm.

„Was sagt ihr dazu?“ fragte er, indem er ihm eine Briefe anbot. „Ihr scheint der Sache kein rechtes Vertrauen zu schenken.“

Der Führer griff in die Dose und zuckte abermals die Achseln.

„Ich denke, wir werden noch mehr erleben“, erwiderte er ausweichend.

„Das hoffe ich auch“, scherzte Görner, „wir sind ja Beide noch gesund und rüstig. Geht ihr Mitfrauen?“

„Ach? Bah, ich habe einem Schwindler niemals Vertrauen geschickt!“

Justus Görner zog die Brauen hoch hinauf und sah voll gespannter Erwartung dem Führer an in das knochige, ehrliche Gesicht.

„Und wer ist der Schwindler?“ fragte er leise.

„Sie könnten es errathen, aber Sie halten ihn wahrscheinlich für einen ehrlichen Mann.“

nicht“, sagte der Führer, „die Wahrheit hört freilich Keiner gern, aber mag's auch noch so lange dauern, einmal kommt sie doch an den Tag.“

Der Polizeidiener ballte die Faust, aber Jakob Schorn wandte ihm den Rücken und schritt auf sein Häuschen zu, vor dem er auf einer Bank Platz nahm.

Die Menschen schritten an ihm vorüber, ohne ihn sonderlich zu beachten, wie und da nicht ihm Einer zu, mitunter blieb auch wohl Einer stehen, um einige Worte mit ihm zu wechseln, aber das störte ihn nicht in seinem Gedankengange. Die Ellbogen auf die Kniee und das Haupt auf beide Arme gestützt, blidte er unermüdet auf den Fluß hinaus, und welcher Art auch die Gedanken sein mochten, die seine Seele beschäftigten, kein Zug in seinem wetterhartem Gesicht verriet ihm.

Die Sonne war längst untergegangen, es wurde einleiner und ruhiger auf dem Versteck, dünne Nebel stiegen aus dem Wasser auf, und durch den Nebelschleier sah man das breite, dunkle Segel eines Schiffes, das langsam den Strom hinunterzog.

Eine Hand legte sich leicht auf die Schulter des Führers, Jakob Schorn blidte auf und rückte zur Seite, im nächsten Augenblick sah die Führer's Witwe neben ihm.

„Man sagt, der Fremde sei ertrunken“, flücherte sie mit heiserer Stimme, „ich weiß es besser.“

„Und was wissen Sie“, fragte der Führer ruhig.

„Sie haben ihn ertränkt.“

„Wer?“

„Der Andere, der vor ihm hierher kam.“

„Können Sie es beweisen?“

„Habt ihr den Hüteruf nach Mitternacht nicht gehört?“

„Nein.“

„Aber ich höre ihn. Wissen Sie, weshalb er sterben mußte?“

„Ich weiß gar nichts, Madame!“

„Weil er gegen den General zeugte und ihn verhaften wollte. Der Herr, der zuerst hierher kam, war anfangs auch auf meiner Seite, er zweifelte gar nicht an der Schuld des Generals, aber er ist erkrankt worden, vielleicht betrübt er das gnädige Fräulein.“

Dann kam der Zweite, auch ein Kriminalbeamter, der den Andern überreden sollte, der harte scharfe Augen und ließ sich nicht bestechen, deshalb mußte er beiseite gehen.“

„Sie glauben also, die Herren seien Kriminalrichter?“

„Sie haben's selbst mir gesagt.“

„Weicht mir nicht aus, Schorn, weshalb seid ihr so feindselig gegen meinen Mann? Er hat Euch nie Unrecht gethan, ihr könnt Euch nicht über ihn beklagen, und dennoch droht ihr ihm, so oft ihr ihn seht.“

„Ich sage ihm nur die Wahrheit.“

„Könnt ihr beweisen, daß es Wahrheit ist?“

„Gäbe ich Beweise, so wäre er schon seit Jahren nicht mehr im Amte“, erwiderte Schorn achselzuckend.

„Und das ist der Dant dafür, daß ich Eure Hand kurirt habe?“ sagte das Weib vorwurfsvoll. „Wie nun, wenn ich meine Hilfe Euch verweigert hätte? Der Doktor hätte so lange an der Hand geschnitten und gepflastert, bis der kalte Brand an die Wunde kam, und dann waret ihr ein verlorener Mann.“

„Ich leugne es nicht, daß ich Euch Dant schuldig bin“, erwiderte der Führer nach einer Pause, „aber auf der anderen Seite bin ich auch verpflichtet, zu reden, sobald ich Beweise finde. Ich lasse Euren Namen in Ruhe, der mir nicht in den Weg tritt, aber wenn ich gereizt werde, dann bleibe ich auch keinem Menschen ein Wort schuldig. Ihr wißt selbst, was Euer Mann verbrochen hat.“

„Es ist nicht wahr, ihr habt Euch geirrt, keinesfalls könnt ihr mit Eiderheit behaupten, daß ihr in jener Nacht meinen Mann erkannt habt. Wollt ihr Feindschaft mit uns — gut, aber hüte Euch, ein Wort zu sagen, das ihr nicht beweisen könnt, es würde Euch bitter gereuen. Und wenn Euch das verdorbene Blut wieder zu schaffen macht, dann geht nur zum Doktor Bitter, der wird schon dafür sorgen, daß ihr für immer Ruhe bekommt.“

„Feindschaft will ich nicht.“

„Und wir wollen sie auch nicht, ihr allein könnt sie vermeiden. Gute Nacht, Schorn, ich hoffe, ihr werdet Euch nicht undankbar zeigen.“

Die Frau wartete keine Antwort ab, sie schritt eilig von dannen und stand nicht lange nachher vor der Hausthüre der Majorin.

Frau Brigitte öffnete selbst die Thüre, sie schien nur widerstrebend das Weib einzulassen, aber die Frau Hef nahm davon nicht die geringste Notiz.

„Gehen Sie nur voraus, ich werde Ihnen folgen“, sagte sie.

„Aber leise auftreten!“ bot Brigitte, und so gelangten die Beiden in die Leimwand- und Silberkammer, die neben der Küche lag.

Frau Hef warf einen raschen, prüfenden Blick auf die großen Schränke, von denen mehrere mit Glasbüchern versehen waren, dann ließ sie sich an dem massiven Tisch nieder, der in der Mitte des Zimmers stand.

„Sie haben keinen Appetit mehr?“

„Wie lange leiden Sie daran?“

„Seit drei Tagen.“

„Und der Schlaf fehlt wohl auch?“

heit fest verlassen können, der Doktor Bitter würde mich sofort wieder anzeigen.“

„Ich werde Sie nicht in's Unglück bringen, undankbar bin ich nicht.“

„Wann soll der Wein getrunken werden? Der Patient muß sich, nachdem er den Trank eingenommen hat, sofort in's Bett legen.“

Die gnädige Frau geht punkt zehn Uhr zu Bett.

„Und wieviel ist es jetzt?“

„Neun Uhr vordem.“

„Wir haben also Zeit genug! Ich gehe jetzt nach Hause, um frischen Saft zu bereiten, dann komme ich zurück, ich muß selbst den Trank mischen, wenn ich für den Erfolg bürgen soll.“

„Aber könnte ich das nicht auch besorgen?“

und Palmenblättern. Jeder Häuptling besitzt seinen Schirmträger, und schwere körperliche Züchtung ist die Folge, wenn den Gebieter ein Sonnenstrahl trifft. In der Türkei bildete der Schirm ebendamals ausschließliche Prerogative des Sultans, und seiner höchsten Würdenträger, mit dem Vorbringen der westeuropäischen Kultur wurde aber auch dieses Requisite Gemeingut aller Klassen. In den Kulturstaaten des Abendlandes kennt man den Gebrauch des Schirmes erst seit 1756. John Hanwen, der Gründer des Londoner Hospitals, magte es in dem genannten Jahre zum ersten Male, mit einem Regenschirme über die Straße zu gehen. Er erregte kolossales Aufsehen, Spott und Hohn entlief sich über den Neuerer, und ein ganzer Janangel bestellte sich an seine Fersen. Aber er ließ sich nicht irre machen und hatte bald die Genußthnung, zu sehen, wie man das Praktische des Schirmes zu begreifen begann und seinem Beispiele folgte. Rasch nahm nun der Schirm seinen Weg durch das übrige England, nach Frankreich, Deutschland, Oesterreich und den übrigen europäischen Staaten, und heute ist er längst kein Luxusartikel mehr, sondern das Unentbehrlichste mit, was wir besitzen. Den kostbarsten Schirm, der je gefertigt wurde, besah die Königin Viktoria von England, die ihn von der ostindischen Kompagnie zum Geschenk erhielt. Er ist von kostbaren Spitzen gefertigt, der Stab aus Eisenblech mit herrlicher Schnitzerei und reich mit Brillanten, Smaragden und Saphiren besetzt.

(Eine Erinnerung an Dr. Ernst L. Heim, 7. September 1824.) Wie doch gute Beispiele, und mögen sie schon vor vielen Jahren gegeben sein, oft geradezu Wunder wirken können, das habe ich unlängst an mir selber erprobt durch die Lektüre einer kurzen Lebensgeschichte; diese berichtete von den Gewohnheiten eines alten, hochberedeten Arztes, der durch die Einfachheit und Klarheit seiner Mittel häufig die erstaunlichsten Erfolge erzielt hat. Er ruht nun schon längst im Grabe; aber seine Heilmethode hat mich, durch jene Lektüre, noch heute fesselt, und dankbar blidte ich ihm im Geiste die Hand für diese Wohlthat; denn alle angewandten Mittel halten bisher bei meinem Verweilen nicht helfen wollen, das Mittel des guten alten Arztes aber half.

Ich hatte schon seit langen Jahren die Gewohnheit, sehr spät zu Bett zu gehen. Gerade in der Nacht schienen mir immer noch die besten Gedanken beim Schreiben zu kommen, — auch manches Buch wurde in nächstlicher Stunde durchgelesen. Zu Bett gehen, wenn die Uhr zehn schlug, wäre mir einfach ein Ding der Unmöglichkeit gewesen; für mich war der Tag dann erst dreiviertel zu Ende, ja, ich hätte es geradezu für einen Raub an meiner Zeit gehalten, mich eher zur Ruhe zu begeben, — natürlich fing aber auch der Tag nicht gar zu früh für mich an.

Da fiel mir eines Tages jenes Blatt in die Hand und ich las, wie dieser Arzt, noch als schon ergrauter Mann, bereits früh Morgens um fünf Uhr seine unentgeltlichen Sprechstunden für die Armen abhielt und stets von einer selten, kräftigen Gesundheit gewesen ist. Hei! das fuhr mir ordentlich durch die Glieder! Ich schämte mich meines so viel späteren Aufstehens, wenngleich ich mir ja anberzweifeln nicht verhehle, daß die Morgensvermüde Zeit in etwas des Nachts nachgeholt wurde. Es fiel mir aber zugleich auch ein, daß ich in den späten Abendstunden gar manches Mal ein paar Minuten die Augen schloß aus Ermattung bei dem nächsten Studium. Dieses Bedürfnis nach Ruhe würde mir früh Morgens sicher nicht zu schaffen machen; ebenso sagte ich mir, daß es sich mit frischen Kräften doch wohl überhaupt bedeutend floter und schneller würde arbeiten lassen. Die Tagestheilung des frühen Aufstehens und frühen Zubettgehens ist ja auch die naturgemäße, wenigstens zur Zeit der längeren Tage, wo nebenbei die Petroleumsparröhre noch ein Wörtchen mitleidet, und die Engländer mit ihrem „Early to bed and early to rise makes a man healthy, wealthy and wise“ (Früh zu Bett und früh Aufstehen macht die Menschen gesund, reich und weise), wissen wohl, weshalb sie dieses Wort zu ihrem Wahlsprüche erlesen.

Also gedacht, gethan. Und siehe, es ging. Zwar sorgte ich anfangs ein wenig, ob auch bei meinen vorgerückten Jahren — schon mehr als ein halbes Jahrhundert liegt hinter mir — meine Willenskraft standhalten würde. Aber dann dachte ich an jenen alten Arzt, und früh mit den ersten Sonnenstrahlen war ich aus den Federn. Es ist kein Vergleich gegen früher, wieviel wohler ich mich jetzt fühle, Stimmung, Kräfte des Leibes und der Seele, alles hat sich diesem helbenmüthigen Entschlusse bei mir gehoben, und wenn ich darüber nachdenke, dann besetzt mich ein inniges Dankgefühl gegen mein Vorbild und meinen Sanitätsrath aus der alten Zeit für die auch mir unentgeltlich abgethanen Sprechstunden in der Morgenfrühe, die mir zu einer so heilsamen Erneuerung verholfen hat, und ich möchte allen Menschen raten, es auch mit diesem Mittel zu versuchen.

Früh aufstehen.

(Eine Erinnerung an Dr. Ernst L. Heim, 7. September 1824.) Wie doch gute Beispiele, und mögen sie schon vor vielen Jahren gegeben sein, oft geradezu Wunder wirken können, das habe ich unlängst an mir selber erprobt durch die Lektüre einer kurzen Lebensgeschichte; diese berichtete von den Gewohnheiten eines alten, hochberedeten Arztes, der durch die Einfachheit und Klarheit seiner Mittel häufig die erstaunlichsten Erfolge erzielt hat. Er ruht nun schon längst im Grabe; aber seine Heilmethode hat mich, durch jene Lektüre, noch heute fesselt, und dankbar blidte ich ihm im Geiste die Hand für diese Wohlthat; denn alle angewandten Mittel halten bisher bei meinem Verweilen nicht helfen wollen, das Mittel des guten alten Arztes aber half.

Ich hatte schon seit langen Jahren die Gewohnheit, sehr spät zu Bett zu gehen. Gerade in der Nacht schienen mir immer noch die besten Gedanken beim Schreiben zu kommen, — auch manches Buch wurde in nächstlicher Stunde durchgelesen. Zu Bett gehen, wenn die Uhr zehn schlug, wäre mir einfach ein Ding der Unmöglichkeit gewesen; für mich war der Tag dann erst dreiviertel zu Ende, ja, ich hätte es geradezu für einen Raub an meiner Zeit gehalten, mich eher zur Ruhe zu begeben, — natürlich fing aber auch der Tag nicht gar zu früh für mich an.

Da fiel mir eines Tages jenes Blatt in die Hand und ich las, wie dieser Arzt, noch als schon ergrauter Mann, bereits früh Morgens um fünf Uhr seine unentgeltlichen Sprechstunden für die Armen abhielt und stets von einer selten, kräftigen Gesundheit gewesen ist. Hei! das fuhr mir ordentlich durch die Glieder! Ich schämte mich meines so viel späteren Aufstehens, wenngleich ich mir ja anberzweifeln nicht verhehle, daß die Morgensvermüde Zeit in etwas des Nachts nachgeholt wurde. Es fiel mir aber zugleich auch ein, daß ich in den späten Abendstunden gar manches Mal ein paar Minuten die Augen schloß aus Ermattung bei dem nächsten Studium. Dieses Bedürfnis nach Ruhe würde mir früh Morgens sicher nicht zu schaffen machen; ebenso sagte ich mir, daß es sich mit frischen Kräften doch wohl überhaupt bedeutend floter und schneller würde arbeiten lassen. Die Tagestheilung des frühen Aufstehens und frühen Zubettgehens ist ja auch die naturgemäße, wenigstens zur Zeit der längeren Tage, wo nebenbei die Petroleumsparröhre noch ein Wörtchen mitleidet, und die Engländer mit ihrem „Early to bed and early to rise makes a man healthy, wealthy and wise“ (Früh zu Bett und früh Aufstehen macht die Menschen gesund, reich und weise), wissen wohl, weshalb sie dieses Wort zu ihrem Wahlsprüche erlesen.

Also gedacht, gethan. Und siehe, es ging. Zwar sorgte ich anfangs ein wenig, ob auch bei meinen vorgerückten Jahren — schon mehr als ein halbes Jahrhundert liegt hinter mir — meine Willenskraft standhalten würde. Aber dann dachte ich an jenen alten Arzt, und früh mit den ersten Sonnenstrahlen war ich aus den Federn. Es ist kein Vergleich gegen früher, wieviel wohler ich mich jetzt fühle, Stimmung, Kräfte des Leibes und der Seele, alles hat sich diesem helbenmüthigen Entschlusse bei mir gehoben, und wenn ich darüber nachdenke, dann besetzt mich ein inniges Dankgefühl gegen mein Vorbild und meinen Sanitätsrath aus der alten Zeit für die auch mir unentgeltlich abgethanen Sprechstunden in der Morgenfrühe, die mir zu einer so heilsamen Erneuerung verholfen hat, und ich möchte allen Menschen raten, es auch mit diesem Mittel zu versuchen.

Früh aufstehen.

(Eine Erinnerung an Dr. Ernst L. Heim, 7. September 1824.) Wie doch gute Beispiele, und mögen sie schon vor vielen Jahren gegeben sein, oft geradezu Wunder wirken können, das habe ich unlängst an mir selber erprobt durch die Lektüre einer kurzen Lebensgeschichte; diese berichtete von den Gewohnheiten eines alten, hochberedeten Arztes, der durch die Einfachheit und Klarheit seiner Mittel häufig die erstaunlichsten Erfolge erzielt hat. Er ruht nun schon längst im Grabe; aber seine Heilmethode hat mich, durch jene Lektüre, noch heute fesselt, und dankbar blidte ich ihm im Geiste die Hand für diese Wohlthat; denn alle angewandten Mittel halten bisher bei meinem Verweilen nicht helfen wollen, das Mittel des guten alten Arztes aber half.

Ich hatte schon seit langen Jahren die Gewohnheit, sehr spät zu Bett zu gehen. Gerade in der Nacht schienen mir immer noch die besten Gedanken beim Schreiben zu kommen, — auch manches Buch wurde in nächstlicher Stunde durchgelesen. Zu Bett gehen, wenn die Uhr zehn schlug, wäre mir einfach ein Ding der Unmöglichkeit gewesen; für mich war der Tag dann erst dreiviertel zu Ende, ja, ich hätte es geradezu für einen Raub an meiner Zeit gehalten, mich eher zur Ruhe zu begeben, — natürlich fing aber auch der Tag nicht gar zu früh für mich an.

Da fiel mir eines Tages jenes Blatt in die Hand und ich las, wie dieser Arzt, noch als schon ergrauter Mann, bereits früh Morgens um fünf Uhr seine unentgeltlichen Sprechstunden für die Armen abhielt und stets von einer selten, kräftigen Gesundheit gewesen ist. Hei! das fuhr mir ordentlich durch die Glieder! Ich schämte mich meines so viel späteren Aufstehens, wenngleich ich mir ja anberzweifeln nicht verhehle, daß die Morgensvermüde Zeit in etwas des Nachts nachgeholt wurde. Es fiel mir aber zugleich auch ein, daß ich in den späten Abendstunden gar manches Mal ein paar Minuten die Augen schloß aus Ermattung bei dem nächsten Studium. Dieses Bedürfnis nach Ruhe würde mir früh Morgens sicher nicht zu schaffen machen; ebenso sagte ich mir, daß es sich mit frischen Kräften doch wohl überhaupt bedeutend floter und schneller würde arbeiten lassen. Die Tagestheilung des frühen Aufstehens und frühen Zubettgehens ist ja auch die naturgemäße, wenigstens zur Zeit der längeren Tage, wo nebenbei die Petroleumsparröhre noch ein Wörtchen mitleidet, und die Engländer mit ihrem „Early to bed and early to rise makes a man healthy, wealthy and wise“ (Früh zu Bett und früh Aufstehen macht die Menschen gesund, reich und weise), wissen wohl, weshalb sie dieses Wort zu ihrem Wahlsprüche erlesen.

Also gedacht, gethan. Und siehe, es ging. Zwar sorgte ich anfangs ein wenig, ob auch bei meinen vorgerückten Jahren — schon mehr als ein halbes Jahrhundert liegt hinter mir — meine Willenskraft standhalten würde. Aber dann dachte ich an jenen alten Arzt, und früh mit den ersten Sonnenstrahlen war ich aus den Federn. Es ist kein Vergleich gegen früher, wieviel wohler ich mich jetzt fühle, Stimmung, Kräfte des Leibes und der Seele, alles hat sich diesem helbenmüthigen Entschlusse bei mir gehoben, und wenn ich darüber nachdenke, dann besetzt mich ein inniges Dankgefühl gegen mein Vorbild und meinen Sanitätsrath aus der alten Zeit für die auch mir unentgeltlich abgethanen Sprechstunden in der Morgenfrühe, die mir zu einer so heilsamen Erneuerung verholfen hat, und ich möchte allen Menschen raten, es auch mit diesem Mittel zu versuchen.

Früh aufstehen.

(Eine Erinnerung an Dr. Ernst L. Heim, 7. September 1824.) Wie doch gute Beispiele, und mögen sie schon vor vielen Jahren gegeben sein, oft geradezu Wunder wirken können, das habe ich unlängst an mir selber erprobt durch die Lektüre einer kurzen Lebensgeschichte; diese berichtete von den Gewohnheiten eines alten, hochberedeten Arztes, der durch die Einfachheit und Klarheit seiner Mittel häufig die erstaunlichsten Erfolge erzielt hat. Er ruht nun schon längst im Grabe; aber seine Heilmethode hat mich, durch jene Lektüre, noch heute fesselt, und dankbar blidte ich ihm im Geiste die Hand für diese Wohlthat; denn alle angewandten Mittel halten bisher bei meinem Verweilen nicht helfen wollen, das Mittel des guten alten Arztes aber half.

Ich hatte schon seit langen Jahren die Gewohnheit, sehr spät zu Bett zu gehen. Gerade in der Nacht schienen mir immer noch die besten Gedanken beim Schreiben zu kommen, — auch manches Buch wurde in nächstlicher Stunde durchgelesen. Zu Bett gehen, wenn die Uhr zehn schlug, wäre mir einfach ein Ding der Unmöglichkeit gewesen; für mich war der Tag dann erst dreiviertel zu Ende, ja, ich hätte es geradezu für einen Raub an meiner Zeit gehalten, mich eher zur Ruhe zu begeben, — natürlich fing aber auch der Tag nicht gar zu früh für mich an.